

Agatha Schwartz, Zusammenfassung zum Artikel “Narrating the Danube Swabian Identity and Experience from Women's Perspective:

Gendered Memories of a Culture in Transition” (erschieden in *Hungarian Cultural Studies*. Journal of the American Hungarian Educators Association, Volume 16 (2023), pp. 92-108. <http://ahea.pitt.edu>

DOI: 10.5195/ahea.2023.484)



Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick über das Schicksal der donauschwäbischen Bevölkerung in Jugoslawien und Ungarn stellt Prof. Schwartz fünf ausgewählte autobiografische Texte von amerikanischen Autorinnen donauschwäbischer Herkunft dar, die alle im neuen Millennium erschienen sind:

A Pebble in My Shoe von Katherine Hoeger Flotz, 2004; *Blessed as a Survivor* von Elizabeth M. Wilms, 2013; *Kruschevlje* von Therese Herscha [Schmidt] and Ricardo Quiñónez, 2007; *Casualty of War* von Luisa Lang Owen, 2003; und *Bread on My Mother's Table* von Ingrid Andor, 2007. Prof. Schwartz analysiert, wie die Autorinnen ihre Kindheitserinnerungen aus dem donauschwäbischen Leben in ihren später zerstörten Gemeinden durch vier Lebensstationen darstellen: das Leben vor dem Zweiten Weltkrieg; Krieg und die darauffolgende Vertreibung in Lager und Genozid; Flucht und Exil; Neuanfang und neue Identität. Die heute älteren (bis auf Andor) Autorinnen leben alle in der amerikanischen Diaspora. Andor gehört zur sog. Postgeneration, der Generation der im Exil geborenen Kinder von traumatisierten Eltern. Sie erzählt die Geschichte ihrer Eltern aber auch wie diese das Leben der nächsten Generation geprägt hat.

Der Artikel untersucht, wie die Kindheitserinnerungen aus einer glücklichen Zeit vor dem Krieg in starkem Kontrast zu den darauffolgenden Erfahrungen von Vertreibung, sexueller Gewalt, Folter, Krankheit, Hunger, Elend, Flucht und schließlich einem neuen Leben in einem neuen Land dargestellt werden. Alle Narrative dokumentieren die sadistische Brutalität, die das donauschwäbische Leben besonders in Jugoslawien zerstört hat. Nostalgische Töne über die verlorene Heimat überschlagen sich mit einem dauerhaften Gefühl von einer “atopos” Existenz im Exil und der Diaspora im Sinne von Pierre Bourdieu, d.h. mit dem Gefühl der Unmöglichkeit, wirklich dazuzugehören. Während die meisten Narrative die Opfer-Position der Donauschwaben betonen, finden wir bei Lang Owen einen Ansatz zu einer multidirektionellen Erinnerungskultur über den Zweiten Weltkrieg im Sinne Michael Rothbergs.

Folge 1

Audiospur, überarbeiteter Bericht zum Vortrag am Sonntag, 14. April 2024, 14:00 bis 15:00 Uhr im Haus der Donauschwaben

Mit Unterstützung der Apatiner Gemeinschaft e.V. zur Reihe “80 Jahre nach der Vertreibung” – Wir danken Agatha Schwartz sehr für den guten und gelungenen Vortrag, der uns alle berührt hat! **Vortragend: Em. Prof. A. Schwartz - "Berichte über die Donauschwäbische Identität und Erfahrungen aus der Frauenperspektive heraus"**

Prof. Schwartz lehrt und forscht seit über 25 Jahren in Kanada. Sie ist 1961 in Apatin geboren und besuchte die ungarische Grundschule in Sombor, danach das Gymnasium in Hamburg. Nach dem deutschen Abitur studierte sie Germanistik, Romanistik und Kulturwissenschaften an der Universität Belgrad, wo sie auch zwei Jahre lang am Institut für Germanistik lehrte, und an der Université de Nancy II in Frankreich. 1991 ging sie dank einem Stipendium der Queen’s University (Kingston, Ontario) nach Kanada, wo sie 1996 promovierte. Ihre zahlreichen akademischen Veröffentlichungen zu den Themen Moderne in Österreich-Ungarn, Literatur von Frauen und Feminismus, Utopie und Traumanarrative erschienen in Englisch, Deutsch, Ungarisch und Serbokroatisch in Kanada, den USA, Deutschland, Österreich, China, Brasilien, Ungarn, Jugoslawien, Serbien und Kroatien. Mehr Information zum Lebenslauf und zur Forschung von Prof. Schwartz finden Sie hier:

<https://professoragathaschwartz.wordpress.com/>

Thema; “Kindheit, Krieg und Neuanfang: Die donauschwäbische Erfahrung aus Frauenperspektive erzählt”, Vortrag in deutscher Sprache zur englischen Veröffentlichung*

Zeit, am Sonntag, 14. April · 14:00 bis 15:00, Videoübertragung im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen, mit Unterstützung der Apatiner Gemeinschaft e.V. in der Reihe “80 Jahre nach der Vertreibung”

In meinem im englischen Original veröffentlichten Artikel handelt es sich um fünf autobiografische Texte von amerikanischen Autorinnen donauschwäbischer Herkunft. Auf diese möchte ich mich heute konzentrieren und den heutigen Vortrag darauf aufbauen.

Die ersten vier, Katrin Hoeger Flotz, Elisabeth Wilms, Theresa Herscha Schmidt und Luisa Lang Owen sind alle in der Vojvodina geboren und nach ihren Lage-

raufenthalten während des Zweiten Weltkriegs durch Ungarn, Österreich, Deutschland schließlich nach Amerika ausgewandert. Die meisten nach Chicago. Die fünfte Autorin, Ingrid Andor ist in Amerika geboren. Sie ist die Tochter einer Lagerüberlebenden.

Ich habe also hierbei zwei Generationen berücksichtigt, weil das sehr interessante Einblicke gibt, wie die zwei Generationen diese Vergangenheit aus verschiedener Sicht interpretieren.

Wenn wir uns zunächst die Publikationsdaten anschauen, sehen wir, dass alle diese autobiografischen Texte im neuen Millennium veröffentlicht wurden; also 2004, 2013, 2007 usw. und das ist auch bemerkenswert. Ich werde noch darauf zu sprechen kommen, warum diese Publikationen erst so spät und nicht schon viel früher erschienen sind.

Ich stelle ihnen kurz die Autorinnen vor und möchte daher jetzt schon zwei Begriffe einführen. zum einen den der Generation 1,5 und den der Post-Generation.

Was bedeutet die Generation 1,5? Das sind die Überlebenden, die während des Krieges Kinder gewesen sind. Also sie waren noch sehr jung und ihre Erlebnisse und ihre Erinnerungen sind auch entsprechend dadurch geprägt.

Die Postgeneration ist die Generation, die nach der Katastrophe geboren wurde, nach dem Trauma der Eltern oder der Großeltern. Sie tragen aber oft dieses Trauma, welches ihnen in verschiedenen Formen weitergegeben wurde, weiter in sich. Diese Weitergabe offenbart sich sei es durch das Erzählen oder durch das Verschweigen traumatischer Erlebnisse aber auch durch die Verhaltensmuster der Kriegsgeneration, und wird dadurch an die Postgeneration weitergegeben. Es gibt ziemlich viel Forschung über diese Frage. Deswegen habe ich Ingrid Andor als die fünfte Autorin ausgewählt, weil sie auch auf diese Fragen einging.

Ich möchte jetzt die Autorinnen kurz vorstellen.

Katrin Hoeger Flotz wurde 1938 in Gakowa geboren, verlor die Mutter im Lager aber auch den Vater im Krieg, also nicht im Lager. Der Vater war Soldat und ist vermutlich während der Belagerung von Budapest gefallen. Wir wissen, was das für eine ganz brutale Kriegssituation war. Ihre Tante und die Onkel haben sie dann adoptiert. Sie haben überlebt und sie flüchteten mit ihr über Ungarn nach Deutschland und sind schließlich 1949 nach Chicago emigriert. Ihre Erzählung ist betitelt *A Pebble in My Shoe (Ein Kieselstein in meinem Schuh)*.

Elizabeth Wilms ist in Hettin im Banat geboren, wuchs in Soltur auf, heute heißt der Ort Banatsko Veliko Selo. Die Familie wurde in verschiedenen Lagern und dann in Gakowa interniert. Ihre Eltern haben überlebt und die Familie floh auch über Ungarn und Österreich nach Deutschland. Sie sind 1955 auch nach Chicago emigriert. Der Titel ihrer Autobiografie ist *Blessed as a Survivor (Der Segen, eine Überlebende zu sein)*. Wir sehen auch hier, dass der Titel wichtig ist und uns etwas darüber aussagt, worauf die Autorin den Akzent setzt. Wilms sieht ihr Überleben als einen Segen und dass sie Glück hatte, überlebt zu haben.

Theresa Herscha Schmidt ist in Großbetschkerek, also im heutigen Zrenjanin geboren, in den 1930-er Jahren. Wir wissen es nicht genau, da sie kein Datum angab. Sie wurde im Lager Kruschowl (Kruschevlje) interniert und ihre Großmutter starb dort. Sie konnte dann Ende der Vierziger mit der Mutter und der kleinen Schwester flüchten. Zunächst flüchteten sie nach Ungarn, dann nach Österreich. Die Fluchtwege waren in diesen Fällen sehr ähnlich. Dann verbrachte sie im Flüchtlingslager in Österreich mehrere Jahre, sie hat dort sogar geheiratet und ein Kind zur Welt gebracht. Ihr Mann ist zunächst nach Montréal emigriert, die Familie folgte ihm später. Von Kanada sind sie dann nach Chicago 1952 gezogen.

Mein Lieblingstext unter diesen fünf Narrativen ist der von **Luisa Lang Owen**, *Casualty of War*. Also mit *Kriegsopfer* könnte man das übersetzen und es ist eine sehr subtil reflektierte Erzählung. Das hängt wahrscheinlich auch damit zusammen, dass die Autorin Kunstprofessorin ist und der Text sehr gut geschrieben ist, er liest sich wie die Beschreibung von Gemälden. Der Text berichtet sehr einfühlsam, wie sich die ganze Situation auf das Kind, auf das neun- bis zehnjährige Mädchen ausgewirkt hat. Sie erlebte alles in Farben und ihr ganzer Gemütszustand kommt dadurch zum Ausdruck. Sie fing bereits im Lager an, mit den Mitteln, die ihr halt zu Verfügung standen, zu zeichnen. Sie war in dem berüchtigten Lager Rudolfsnad (Knićanin) interniert, wo mehrere Mitglieder ihrer Familie umgekommen sind. Ihr Cousin Seppi wurde der Großmutter weggenommen, wie auch viele andere Lagerkinder, die von ihren Familien getrennt und in Waisenhäuser über ganz Jugoslawien verstreut wurden. Von da an war es ein langer Weg in die Freiheit, mit der Mutter und Tante, sie waren Zwangsarbeiter in Bor. Sie kamen schließlich in Osijek mit dem Vater zusammen, wo Luisa zum ersten Mal die Schule besuchte und dann ging es nach Österreich, Deutschland und schließlich nach Cincinnati, Ohio.

* Originalartikel: "Narrating the Danube Swabian Identity and Experience from Women's Perspective: Gendered Memories of a Culture in Transition." In *Hungarian Cultural Studies. Journal of the American Hungarian Educators Association*, Volume 16 (2023); DOI: 10.5195/ahca.2023.484

Audiospur, überarbeiteter Bericht zum Vortrag am Sonntag, 14. April 2024, 14:00 bis 15:00 Uhr im Haus der Donauschwaben

Mit Unterstützung der Apatiner Gemeinschaft e.V. zur Reihe "80 Jahre nach der Vertreibung" – Wir danken Agatha Schwartz sehr für den guten und gelungenen Vortrag, der uns alle berührt hat! **Vortragend: Em. Prof. A. Schwartz - "Berichte über die Donauschwäbische Identität und Erfahrungen aus der Frauenperspektive heraus"**

2 Folge

Ingrid Andor ist die Jüngste, in den 60-er Jahren geboren, und sie ist die Tochter von Maria Andor, die das Lager Kruschowl überlebte. Ihre Mutter Maria emigrierte in den fünfziger Jahren nach Chicago. Die Tochter hatte Interviews mit der Mutter und mit anderen Familienmitgliedern geführt, und daraus entstand dieses Buch, *Bread on My Mother's Table (Brot auf dem Tisch meiner Mutter)*. Also Sie sehen, der Titel betont die Nahrung, das Essen, das lebenslang sehr wichtig für die Mutter blieb, da sie im Lager gehungert hatte. Im Gegensatz dazu gab es anschließend in ihrem ganzen Leben immer Brot zu Hause. Ingrid Andor spricht auch über die Auswirkung vom Trauma der Eltern auf sie selbst und ihren Bruder und wie sie daran gelitten haben. Ingrid selbst erlitt einen Nervenzusammenbruch im ersten Jahr ihres Studiums, weil sie diesen ganzen Druck nicht mehr ertragen konnte. Es ist also auch wichtig, diese Perspektive kennen zu lernen, wie das Trauma der Überlebenden nicht mit ihnen aufhört, sondern wie es auch sehr oft weitervererbt wird.

Wir sprechen hier von Texten, die man als erlebte Geschichte bezeichnen kann, die aus den sogenannten „kleinen Erinnerungen“ hervorgehen. Der Historiker Wulf Kansteiner benutzt den Begriff „small memory“ (Kleine Erinnerung). Was bedeutet das? Im Gegensatz zu den großen offiziellen Geschichtsbüchern über das Kollektiv der Gesellschaft erzählen hier die Betroffenen selber aus ihrer eigenen, individuellen Perspektive ihre Erlebnisse. Und sie geben uns einen anderen, ihren persönlichen Blick auf den Krieg wieder. Die Fakten stimmen nicht immer, sie müssen es auch nicht. Manchmal sind sie gänzlich oder manchmal nur ein bisschen verkehrt. Aber das ist auch nicht der Hauptpunkt, weil wir hier von Trauma geprägten Erinnerungen sprechen. Und das Trauma verzerrt, wenn ich das so sagen darf, die Erinnerungen, die faktische Wahrheit ist hier auch nicht das Wichtigste.

Die Schwerpunkte in den obigen Texten sind dreifach. Erstens sprechen sie von dem Leben vor dem Krieg; dann vom Untergang, dem Verlust einer unbeschwer-

ten Kindheit durch den Krieg und durch den Lageraufenthalt; und schließlich von Flucht und Neuanfang. Parallel dazu wird über die Identitätsfrage zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart nachgedacht.

Wie beeinflusst das Trauma die Erzählung, oder besser wie wirkt sich das Trauma auf die Erzählung aus? Luisa Lang Owen reflektiert über diese Fragen. Ihr persönlicher Blick ist auf die Vergangenheit, und darauf was passiert ist, gerichtet. Und hier möchte ich einen Teil aus diesem Abschnitt vorlesen, auf Deutsch wiedergeben:

“Erinnerungen können genauso wenig als Tatsachen nachgeprüft werden wie sinnliche Bilder. Aber als Erfahrungen ausgedrückt sind sie erkennbar. Für mich war es ein Festakt, meine Erinnerungen wieder zu beleben, und das Beste von meiner Erinnerung wurde dargebracht, um auf das größere Ereignis, die gemeinsame Erfahrung, ein Licht zu werfen.”

Wir sehen hier, wie Lang Owen die persönliche Erfahrung als Ausdruck der kollektiven Erfahrung sieht aber gleichzeitig sich auch bewusst ist, dass diese nicht unbedingt in jedem Aspekt faktisch überprüfbar sein muss. Deswegen müssen wir hier von einer anderen Art der Wahrheit sprechen. Nach Maarja Hollo können Narrative, die durch traumatische Erlebnisse entstanden sind, nicht daran gemessen werden, in welchem Maße sie auf Fakten begründeten Wahrheiten entsprechen oder davon abweichen. Es geht hier vielmehr darum, wie die Überlebenden ihre traumatische Vergangenheit und die Intensität von Verlust und Schmerz interpretieren. Also wie können wir über eine emotionale, über eine seelische Wahrheit sprechen? Deshalb ist der Begriff „small memory“, kleine Erinnerung, durchaus begründet und gut zu verstehen (s.o.).

Es ist hier also die Rede von einer anderen Art von Erinnerung als die „große“, faktenbezogene Erinnerung, die von Historikern ergründet und interpretiert wird. Und welchen Platz nehmen dann das Trauma und die traumatischen Erzählungen in der Geschichte ein? Nach dem Traumaforscher Dominick LaCapra ist Trauma durchaus wichtig, um die Geschichte besser verstehen zu können. Er betrachtet das Trauma nicht als Pathologie. Traumatisierte Individuen sind für ihn keine Kranke, vielmehr sind sie Symptomträger. Ihr Trauma ist ein Symptom der Geschichte. Und sie tragen dadurch diese in das Kollektiv eingebrannte Geschichte weiter, in ihrem Körper, in ihrer Psyche lebt diese Geschichte, die sie miterlebt haben, weiter. Deshalb ist es auch so wichtig, Zeugnis abzulegen über diese geschichtlichen Traumata. Es ist wegen der individuellen und kollektiven Aufarbeitung sehr wichtig zu erzählen.

Hier komme ich jetzt auf die Frage zurück, die ich am Anfang kurz gestellt bzw. aufgeworfen hatte. Warum sind diese Texte erst im neuen Millennium publiziert worden?

Es ist oft der Fall, dass traumatische Erlebnisse jahrzehntelang begraben sind. Die Betroffenen wollen nicht darüber sprechen, einfach weil die junge Generation das oft nicht hören möchte. Und überhaupt ist es oft auch mit einer Art Stigmatisierung verbunden, besonders wenn man über sexuelle Übergriffe bei Frauen spricht. Das ist die am stärksten empfundene Stigmatisierung, die auch in heutigen Konflikten zu Tage tritt. Und es gibt dann auch die Gefühle der Scham. Die Frauen wollen aus eigenem Antrieb deshalb nicht darüber sprechen. Aber dann kommt halt ein Punkt im Leben, meistens wenn ein reifes Alter erreicht wird. Man weiß: „Ich habe nicht mehr viel Zeit. Und das ist in mir und so stark und wichtig und vielleicht gebe ich es doch weiter, vielleicht hat es doch eine Bedeutung für die nächste Generation.“ Und so passiert es dann, dass einerseits aus diesem kommunikativen Bedürfnis diese Texte entstehen, andererseits aber auch, um sich von diesem traumatischen Ballast zu befreien. Oft lebt das Trauma auch in Albträumen und immer wiederkehrenden Angstzuständen in den Betroffenen weiter, und mit dem zunehmenden Alter wird das oft noch schlimmer. Es ist also verständlich, dass man das einer nahestehenden Person erzählen oder es aufschreiben möchte, um eine innerliche Erleichterung zu erzielen.

Nach dieser Einführung komme ich jetzt auf die Texte selbst zu sprechen.

Ich habe erwähnt, dass die Autorinnen drei Phasen in ihrem Leben beschreiben. Erstens, und das ist die glücklichste Phase, das Leben vor dem Krieg. Die Kindheit wird oft idealisiert, aber das ist auch verständlich, die Nähe zur Natur, was bei Kindern ja normal ist, die Nähe zu den Bäumen, Pflanzen, zu den Tieren. Und es wird auch ganz oft der Wohlstand der Familien betont. Die Nahrung wird oft erwähnt und das ist ein Kontrast zum Hunger, den sie später in den Lagern erleiden müssen. Auch die Farben entsprechen diesem Glückszustand, es wird immer von Sonnenschein gesprochen, von Licht, was auch mit positiven Gefühlen verbunden ist. Die Gemeinschaften werden auch als relativ harmonisch beschrieben, die Mehrsprachigkeit, also multiethnisches Zusammenleben, wo die Menschen die Sprachen ihrer Nachbarn sprachen und insgesamt gut miteinander auskamen. Das Essen ist stark hybridisiert. Worte für verschiedene Gerichte werden im Original wiedergegeben, zum Beispiel Strudel, *sladoled* (Eis - serbokroatisch), *madártej* (eine ungarische Dessert-Spezialität aus Milch und Eiern). Und das sind alles identitätsstiftende Bilder für diese jungen Mädchen, die in einer Art von kulturellem Austausch aufgewachsen sind.

Auch deswegen wird der Krieg als eine ganz drastische Zäsur erlebt. Dieser Übergang in den Krieg mit den Vorkriegstagen, wo plötzlich ethnische Trennungslinien gezogen werden und du musst jetzt zu dieser einen Gruppe gehören oder von der anderen Gruppe weggeführt werden. Das fanden die Autorinnen ganz traumatisierend, sie konnten zum Beispiel nicht mehr unbeschwert mit ihren Freundinnen aus den anderen ethnischen Gruppen spielen.

Mit Kriegsende wird's, wie wir wissen, für die Donauschwaben ganz schlimm. Sie werden entrechtet, Familien in Lager gesteckt. Diese Lagererlebnisse werden, im Gegensatz zur früheren Zeit vor dem Krieg, in dunkelsten Tönen ausgedrückt. Es wird über Folter, Erschießungen, sadistische Racheaktionen der Wächter, Hunger, Kälte, Läuse, Ratten, Krankheiten, Selbstmorde, Vergewaltigungen berichtet. Aber es wird in manchen Erzählungen parallel dazu erwähnt, dass es auch gute Menschen gegeben hat, serbische Nachbarn zum Beispiel, die geholfen haben, soweit sie konnten. Und sogar unter den Wächtern gab es manchmal Menschen, die halfen und die das auch nicht so gut fanden, wie man die Kinder besonders schlimm behandelte. Der beschriebene Farbenkontrast durch Lang Owen hebt das sehr gut hervor. Der frühe Sonnenschein und die schönen, lichten Farben fallen in Sepiatöne, die dem Gemütszustand dieses jungen Mädchens entsprechen. Die Zeit wirkt endlos, weil es sich ja nichts ändert, und dies ist auch mit der nicht enden wollenden Hoffnungslosigkeit verbunden. Dieser Zustand ist ganz schwer zu ertragen und führt zu einer inneren Leere.

Alle Narrative behandeln das Thema der sexuellen Gewalt. Manche berichten darüber in aller Kürze, andere ganz ausführlich. Herscha Schmidt widmet ein ganzes Kapitel diesem Thema, und ihre Beschreibungen sind sehr direkt. Warum erzählt sie das so? Sie ist selber fast vergewaltigt worden. Und sie hat eine Vergewaltigung gesehen. Ein handelte sich um ein junges Mädchen. Das hat sie damals dermaßen traumatisiert, die Bilder der Gewalt, die Schreie dieser sehr jungen Frau, die schreckliche Folter, der sie ausgesetzt wurde, das begleitet die Autorin ein Leben lang. Und sie kann das nie abschütteln. Es ist zu tief eingegraben. Sie wird an Albträumen und an endlosen, schlaflosen Nächten ihr ganzes Leben lang leiden.

Ingrid Andor gibt uns eine interessante Perspektive auf die Art und Weise, wie Frauen oft über sexuelle Gewalt berichten. Ihre Mutter erzählte ihr von sexueller Gewalt in den Lagern. Aber sie ging auf die Frage der Tochter, ob sie selber betroffen war, nicht ein. Und Ingrid Andor, als sie die Geschichte der Mutter aufschreibt, sagt, sie sei sich nicht ganz sicher, ob sie der Mutter glauben kann, dass sie wirklich verschont wurde. Das ist eine ganz wichtige Frage, weil Frauen oft über ihnen angetane sexuelle Gewalt nicht sprechen wollen. Es ist viel öfter die Rede über die Gewalt, die andere Frauen erlitten haben. Diese Widersprüche be-

stehen wegen der bereits genannten gesellschaftlichen Stigmatisierung von vergewaltigten Frauen. Und das ist ein ganz großes Thema auch in unserer Zeit. Ich habe darüber publiziert und will jetzt nicht näher darauf eingehen, aber ich wollte das hier nur einbringen, weil das in diesen von Frauen verfassten Texten einen sehr wichtigen Platz einnimmt.

Und noch eine andere Sache, die ich hier im Zusammenhang mit sexueller Gewalt sagen will und muss, ist die Geburt von durch Vergewaltigungen gezeugten Kindern. Diese Thematik ist auch ein ganz, ganz wichtiges Forschungsthema in den letzten 20 Jahren geworden. Ich selber habe auch darüber geschrieben, über deutsche und bosnische Vergewaltigungskinder. In diesem Zusammenhang spricht z.B. Lang Owen in ihrem Buch von einem "kleinen Russen". Und natürlich wissen wir, was das bedeutet, nämlich, dass es ein Kind gewesen sein muss, das aus einer Vergewaltigung durch russische Soldaten entstanden ist. Mehr wird dann nicht mehr dazu gesagt, was mit diesem Kind passiert ist, aber auf jeden Fall ist das Thema angeschnitten. Und es ist ein wichtiges Thema, das mehr behandelt werden sollte, weil es leider nichts an Aktualität eingebüßt hat (man denke nur an den Krieg in der Ukraine).

Was passiert mit den deutschen Kindern in den Lagern? Sie wissen bestimmt Einiges zu dieser Frage und ich möchte dazu nur sagen, dass es auch in diesen Texten Beschreibungen gibt, wie traumatisiert diese Kinder, die ihren Großeltern entrissen worden sind, gewesen sind und wie die Kinder davon betroffen waren. Ihre Eltern waren oft als Zwangsarbeiter in die Sowjetunion verschleppt worden oder waren gestorben. Die Großeltern waren dann halt die nächsten Personen, die sich um sie kümmerten. Den Großeltern hat man oft diese Enkelkinder weggenommen und sie in Waisenhäuser gesteckt. Also im physischen Sinne hat das wahrscheinlich vielen das Leben gerettet, weil sie im Lager vielleicht verhungert wären. Aber sie wurden zutiefst traumatisiert, weil sie ihre Identität verloren haben. Ihre Sprache wurde ihnen entrissen und es war dann sehr schwer, sie mit den Eltern, Jahre, oft ein Jahrzehnt danach, wieder zu vereinen. Wenn das überhaupt in einzelnen Fällen gelungen ist. In allen Narrativen gibt es solche Geschichten von Cousins und Kusinen, die in serbische oder mazedonische Waisenhäuser gesteckt wurden, die Geschwister wurden immer getrennt. Damit sie halt „entdeutsch“ werden, wenn man das so sagen darf. Und es gibt auch Selbstmordgeschichten, zum Beispiel von einer Großmutter, die mit den Enkeln lieber in den Fluss, freiwillig in den Tod gegangen ist. Sie wollte nicht, dass man ihr die Kinder entreißt. Hier will ich Ihnen nur kurz aus einem Interview berichten, dass ich mit einem Deutschkanadier, Jacob, für mein letztes Buch geführt hatte. Also, der Text ist jetzt nicht aus diesen Autobiografien von Frauen, aber er ist sehr beispielhaft dafür, was mit diesen Kindern geschehen ist. Jacob spricht von seinem Neffen, dem Sohn seiner Schwester, und wie fast seine ganze Familie im Lager

Rudolfsgnad (Knićanin) umgekommen ist, und wie sein Neffe überlebte. Man hat das Kind in ein Waisenhaus gesteckt. Und nach dem Krieg wurde sein Vater gefunden und er ging dann zum Vater nach Deutschland, aber dieser hatte schon eine andere Frau.

“Mein Neffe (Sohn meiner Schwester) kam mit einer der Großmütter, die dem Tod im Lager entkamen, nach einigen Jahren in Deutschland zu seinem Vater, der auch den Krieg als deutscher Soldat überlebte. Er bekam noch etwas Englischunterricht in der Schule, hatte allerdings von Beginn hier Probleme, sowohl mit seinem Vater, mehr aber mit seiner Stiefmutter, aber auch mit sich selbst. Er fand sich wohl überall fremd, schüchtern, misstrauisch und niedergeschlagen. Kein Wunder. (Ich hatte ihn während der Zeit in meiner Nähe manchmal unter meiner Aufsicht.) Er starb mit 67 Jahren an Magenkrebs. (Aus meinem Interview mit Jakob, veröffentlicht auf Englisch, in Agatha Schwartz, *Wartime violence, trauma, and resilience in the narratives of German Canadians*. Ottawa: Legas, 2022, S.126)

Also, es ist hier ein Beispiel von so einem Kind, das zwar ja, wenn sie wollen das körperliche Leiden überlebt, aber die seelischen Wunden bleiben sehr tief verankert und begleiten den später jungen Mann auch durch seine Emigration nach Kanada.

Lang Owen spricht davon, dass es hier mit diesen ganzen Aktionen, die Kinder wegzunehmen, auch darum ging, eine ganze Kultur auszulöschen. Ich finde diesen Satz sehr stark, wo sie sagt: “Sie wollten nicht nur, dass wir nichts mehr hatten oder dass es uns nicht mehr gab. Sie wollten, *es hätte uns nie gegeben*” (S. 115, meine Hervorhebung).

Dann kommt der nächste Übergang. Die Flucht aus den Lagern und dann das Exil. Nach 1947 war, wie wir es auch aus anderen Quellen bereits wissen, die Flucht nach Ungarn möglich gewesen oder etwas erleichtert. Derzeit waren teilweise die Lager im schlechten Zustand, sie begannen sich aufzulösen und die Wächter wussten oft nicht mehr so genau, was sie mit den Leuten, die noch am Leben waren, anfangen sollten. Und sie waren bestechbar. Und so konnten die Familien, die noch etwas irgendwo versteckt hatten, einen kleinen Ring oder sonst was zur Flucht nutzen, sich dann aus dem Lager hinausschleichen und über die Grenze flüchten, besonders wenn das Lager in der Nähe der Grenze war. Was ich bemerkenswert fand, ist, dass die Beschreibung der Aufnahme in Ungarn sehr positiv ist, in allen Narrativen. Wie die Ungarn sehr hilfsbereit mit ihnen umgingen, sie gaben ihnen Kleidung usw. Also ganz im Gegensatz zur Aufnahme in Österreich und in Deutschland, die alles als freundlich war. Ich habe mich ein bisschen gefragt, wieso. Warum wurden die donauschwäbischen Familien in Un-

garn so gut aufgenommen? Meine persönliche Meinung ist, dass erstens die Sprachkenntnisse geholfen haben. Schwaben aus der Vojvodina waren ja oft mehrsprachig. Sie konnten sich mit den Ungarn verständigen. Und ich glaube, es könnte auch einen zweiten Grund geben, nämlich nach 1946 waren die Ungarn-deutschen bereits vertrieben worden. Und zwar ziemlich vollständig, und die ungarischen Nachbarn hatten nicht sehr viel getan, um ihnen zu helfen. Vielleicht gab es bei den Ungarn Schuldgefühle oder Schamgefühle und vielleicht wollten sie jetzt dieser Flüchtlingswelle, den Donauschwaben aus Jugoslawien helfen. Aber das ist nur meine persönliche Spekulation.

Im Unterschied zu Ungarn fanden die Flüchtlinge in Österreich und Deutschland keine Willkommenskultur. Und das bezieht sich nicht nur auf die Donau-Deutschen, sondern auch auf die deutschen Flüchtlinge aus dem Osten, diese berichten Ähnliches. Ja, Deutschland war einfach total überwältigt von den ca. 12 Millionen Flüchtlingen, das es aufnehmen musste. Aber andererseits gab es auch Stereotype, z.B. in Österreich hat man sie "Zigeuner" genannt. Oder ein anderes Beispiel, wie Lang Owen berichtet, die Frage des deutschen Grenzpolizisten: "Und wann gehen sie zurück?" ("Date of return ?" – S. 172) Also es war natürlich nicht besonders nett, ja. Aber wahrscheinlich kam es auch aus Ignoranz, denn sie wussten nicht, was so genau in Jugoslawien passiert ist. Herscha Schmidt fasst diese Situation der Donauschwaben sehr gut zusammen:

"Die jugoslawischen Partisanen haben unsere Häuser gestohlen, Jugoslawien wollte uns nicht zurückhaben. Wir verloren unsere Nationalität, wir hatten keinen Ort, wo wir hingehen konnten, keinen Reisepass, und *wir gehörten nirgendwo hin in der ganzen Welt*" (S. 69, meine Hervorhebung).

Sprachlich wurden sie auch diskriminiert, weil sie sprachen ja keine Standardsprache, und in der Schule wurden die Kinder dadurch, auch wegen ihres etwas höheren Alters (sie konnten ja mehrere Jahre nicht die Schule besuchen), ausgegrenzt. Das andere Essen waren sie auch nicht gewöhnt.

Schließlich kommt der letzte Übergang in das neue Land und zu einer neuen Identität. Sie werden als Amerikaner naturalisiert. Es ist ein Neuanfang, und obwohl sie sich natürlich freuen, dass sie in Amerika in Freiheit leben können, sind sie doch die Anderen, sie bleiben die Anderen, weil sie kulturell anders sind. Sie haben einen spezifischen Akzent samt ihrer Vergangenheit und sie sind dadurch ihr Leben lang geprägt. Ihre Kinder nicht mehr, aber sie selber schon.

In der amerikanischen Schule werden die Mädchen auch wieder ausgegrenzt. Es ist nicht direkt, aber zum Beispiel lädt man sie nicht zu Geburtstagspartys ein,

man lässt sie halt nicht in die inneren Kreise hinein. Man weist sie schon auf ihren Platz als Neuankömmlinge am Rande der Gesellschaft hin.

Als Reaktion darauf versucht Lang Owen dann so amerikanisch wie möglich zu werden. Wo sie doch das Ganze wirklich nicht ausstehen kann. Aber sie sieht das dann so wie eine Maske zu tragen. Sie lässt sich die Haare anders kämmen, sie kleidet sich anders und sie isst das Eis, dass sie ganz fürchterlich findet. Aber sie möchte sich irgendwie anpassen und sie möchte akzeptiert werden. Was sie aber besonders schwer findet, ist, dass ihre eigenen amerikanischen Verwandten, die schon lange dort leben, sie nicht akzeptieren. Das waren ja keine Flüchtlinge. Sie waren schon längst Amerikaner. Dass sie kein Verständnis dafür aufbringen, was sie alles durchgemacht hat, ist erstaunlich. Auf die ignoranten Aussagen, dass das Mädchen ihre schlimme Kindheit einfach vergessen und sich freuen sollte, im Land der Freiheit zu leben, entgegnet sie, dass sie ja keine andere Kindheit hatte, das sei ihre einzige Kindheit gewesen! Man kann einem seine Vergangenheit nicht einfach wegnehmen.

Daher befinden sich diese Neuankömmlinge in Amerika in einem Zustand von „atopos,“ wie das der französische Soziologe Pierre Bourdieu definiert. Der Immigrant bleibt immer an diesen „kein-Ort“ verfangen, er ist nicht vollkommen fremd aber auch nicht wirklich ein richtiger Staatsbürger. Obwohl sie alle amerikanische Pässe bekommen, bleiben sie ein Leben lang in dieser Grenzerfahrung verfangen.

Deswegen ist es auch wichtig, über die Rolle der Nostalgie kurz zu sprechen. Die Nostalgie wurde lange Zeit negativ bewertet, sie wurde pathologisiert, da man angeblich in der Vergangenheit lebt und mit der Gegenwart nicht so gut zurecht kommen kann. Aber in der neueren Forschung wird Nostalgie auch positiv gesehen, als eine Überlebensstrategie, um mit den negativen Aspekten von Exil und Emigration besser zurecht zu kommen. Das hilft dann, die verlorene Heimat in der Diaspora und in der Erinnerung aufrecht zu erhalten. So kommt man mit seiner doppelten, hybriden Identität auch wieder besser zurecht. „Die aufgearbeitete Vergangenheit ist nicht verloren, sie lebt in der Gegenwart weiter und macht diese dadurch bewohnbarer,“ meint Katharya Um („Diasporas and the politics of memory and commemoration.“ In *Routledge Handbook of Diaspora Studies*. Eds. Robin Cohen and Carolin Fischer. Boca Raton, FL: Routledge, 2018, pp. 328-335, hier S. 329).

Ich möchte gern mit einigen Bemerkungen über Erinnerungskonstruktion schließen. Und was jetzt nicht nur mit der Geschichte der donauschwäbischen Kultur und mit der praktischen Ausrottung dieser Kultur in Jugoslawien zu tun hat, sondern überhaupt für unsere Zeit ganz wichtig ist, ist die Antwort auf die Frage, wie

kommen wir mit solchen schwierigen und komplexen Kapiteln aus der Geschichte zurecht und wie lernen wir daraus. Das meine ich in Bezug auf die nächsten Generationen, damit sich solche Situationen nicht wiederholen. Dabei ist es wichtig, zuerst zu lernen, den Schmerz der Anderen zu verstehen.

Wie Michael Rothberg sagt, müssen wir aus einem “Erinnerungswettbewerb” („memory competition“) hinauskommen. Ohne dabei Kriegsschuld zu relativieren oder zu verharmlosen. Man muss jedem das Recht geben, seine Toten zu beweinen und über den eigenen Schmerz zu sprechen, ohne das weiter zu unterdrücken. Und so kommen wir dazu, was Rothberg „multidirectional memory“ nennt, eine multidirektionelle Erinnerung. Und das ist ganz wichtig in Kontexten anzuwenden, wie es der Zweite Weltkrieg besonders in Jugoslawien gewesen ist. Es gab so viele Verlierer, so viele unschuldige Opfer und eigentlich keine Sieger. Und wie Sie wissen, es war so ein schrecklicher Krieg und auf allen Seiten wurden ganz schreckliche Taten verübt.

Und ja, jetzt müssen wir das auch hier irgendwie allen Gruppen erlauben, dass sie ihren eigenen Schmerz und die Traumata aufarbeiten. Ich finde, das ist so problematisch, wenn jemand noch heute in Serbien so in diesem Erinnerungswettbewerb denkt. Nach so vielen Jahrzehnten, solche Reaktionen wie zum Beispiel auf die Aufführung von Kaća Čelans Theaterstück *Heimatbuch*, wo Kommentare gefallen sind wie “es gibt ja Wichtigeres zu beweinen aus diesem Krieg, als was den Deutschen angetan wurde”, was soll das? Dass es noch im neuen Jahrtausend solche Reaktionen gibt. Aber das ist leider so. Und das ist halt, weil wir immer noch zu oft in dieser Falle des Erinnerungswettbewerbs stecken.

Hier möchte ich mit Wulf Kansteiner schließen. Für ihn wäre es Aufgabe der Erinnerungskultur zu verhindern, dass Menschen zu Tätern werden. Aber dazu müssen wir dann auch alle Positionen in der Geschichte gut begreifen können, uns in die Positionen der Täter, der Opfer und der Mitläufer hinein fühlen. Manchmal sind die Positionen auch verwischt und nicht so klar zu trennen. Es ist eine große Lösungsaufgabe und ich bin keine Historikerin, aber hier haben sich Historiker Gedanken gemacht, ihre Überlegungen zu diesen Fragen gestellt. Und damit möchte ich hier auch für heute schließen.

Ich danke Ihnen für ihre Aufmerksamkeit.

* Originalartikel: “Narrating the Danube Swabian Identity and Experience from Women's Perspective: Gendered Memories of a Culture in Transition.” In *Hungarian Cultural Studies. Journal of the American Hungarian Educators Association*, Volume 16 (2023); DOI: 10.5195/ahca.2023.484